

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rheinbilder. Die Marrburg - Der Stolzenfels

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Rheinbilder.

Die Marxburg. — Der Stolzensfels.

Von der alten Stadt Braubach aus stiegen wir zur Marxburg hinauf. Der Berg ist steil, der Pfad, obwohl von Reben umgeben, beschwerlich. Selten gewähren Weinberge in der Wirklichkeit das, was man davon erwartet hat. Die an den Stab gefesselten Ranken verlieren ihre malerischen Formen durch diesen Zwang, die regelmäßigen Reihen erscheinen in größeren, durch keinen Wechsel unterbrochenen Flächen, einformig, und selbst da, wo jede Hand breit Erde, dem Felsen abgewonnen, benutzt ist, dem menschlichen Erwerbssinn zu dienen, den Fleiß zu belohnen, hat mich oft dieses Streben mehr schmerzlich als angenehm berührt; vielleicht nur, weil die poetische Mannigfaltigkeit und Freiheit der Natur beeinträchtigt schien, der Genußsucht der Menschen zu genügen. — Nach ermüdendem Steigen umfingen uns die Mauern der alten, düstern Burg. Dem finstern, rohen, beschränkten Mittelalter ist in ihr eine würdige Repräsentantin erhalten, und so beengend ist der Eindruck, den diese Mauern, Gänge und dumpfen Gemächer erzeugen, daß selbst der wundervolle Blick auf den herrlichen Strom, dessen Lauf man von den Wällen weite Strecken hin überschaut, ihn bei mir nicht ganz verwischen konnte. Im alten, runden Thurmgemach, das einst Heinrich IV. als Gefangener bewohnte, saß ich lang allein auf der Mauerbank der Fensterische, und schaute hinab in die jähe Tiefe, wo der Strom dahin eilte, frei, ungehemmt, auf seinen Wogen schaukelnd die bewimpeltesten Fahrzeuge, und rauschend, sein ewiges Lied der ungehemmten Freiheit und Kraft. Was mag der Herrscher in Banden in diesen Wänden, bei diesem Anblicke empfunden haben! Wenn die Schwalben wiederkehrten im Lenz, ihr Nest zu bauen, zwischen den Eisenstäben seines Kerkerfensters, wie hat er wohl ihre Schwingen beneidet! wenn die wehenden Wimpel zwischen den grünen Höhen seinen verfolgenden Augen entchwanden, wie mag es in Zorn gebrannt haben, daß es so nah seine Gränzen fand! Wie mögen die Wände seines Kerkers ihn gedrückt haben! — Und die Schwalben kamen und zogen hinweg, die Reben grüntem und welkten, die Wellen des Rheins erstarrten zu Kristall und flimmerten entfesselt zwischen Blumen im Sonnenglanz — ihn entfesselte nicht die Macht der Sonne,

die freien Schwalben zwitscherten spottend um sein gebeugtes Haupt. Diese elenden Mauersteine waren sein Thron, und das gebrochene Zepter seiner früheren Macht nicht werth, der Rebe zur Stütze zu dienen, die drunten die Mauern seines Käfigs umkränzte. Mir war es unheimlich hier oben; die Spinnen hatten hier ungestört ihre Gewebe ausgebreitet, um die verirren Fliegen zu fangen, die Mauern waren so eng zusammen gedrängt, als wollten sie jede Ahnung der Freiheit ausschließen, jeden Blick in sie versperrn. Und dennoch, selbst in diesem düstern Gemäuer wohnte die Poesie, die himmlische, die bekundete die Scherbe mit der blühenden Purpurnelke in der Nische einer engen Lucke, die bezugten die Beete voll duftender Blumen, zwischen die Mauern geklemmt. Sie blühten ohne Furcht vor der Mündung der Kanonen, die drohend aus den Scharten sahen, und lustig klimmte der Epheu hinan, die Beste mit seinen Ranken ungestraft zu gewinnen. — Auf Schlangenwegen stiegen wir auf einer entgegengesetzten Seite den Berg hinab; hier war er mit schönen Bäumen bewachsen, mit Grün und Blüten überzogen, durch die sich das üppigste Gerank des prächtigsten Epheus zog. Eine Gruppe von Lärchen und Ahorn hatte ich mir schon von fern zur Ruhestatt ausersehen, von dort den Anblick der Burg, der zu ihren Füßen liegenden Stadt, die den Arm des Stroms umschlingt, zu genießen, und fand mich angenehm überrascht, als dieses Plätzchen schon in Besitz genommen war, von einer rüstigen Frau, von ohngefähr sechsunddreißig Jahren, die sich laut unterhielt, mit einem mir bis jetzt unsichtbaren Wesen. Auf fast mütterliche Liebkosungen antwortete jedoch zu meinem Erstaunen keine Sylbe; die Frau sprach unermüdet fort, und um mich des längern Grübelns zu überheben, trat ich rasch um die Baumwand vor sie hin. Die Frau stand auf und zeigte eine hohe, kräftige Figur, ein frisches lebensvolles Gesicht, dessen dunkle Augen bis jetzt auf dem Gegenstand meiner Neugierde geruht zu haben schienen — es war eine Ziege, kauend an dem Büschel Gras, das ihr die Hand der Frau gereicht hatte. Zur Seite der Letztern stand ein gefüllter Wasserzuber, zu dem sie sich jetzt wendete, in der Absicht, ihn sich auf den Kopf zu heben, was ich durch meinen Gruß zu verzögern suchte. Das ist ein hübsches Ruheplätzchen meine gute Frau, vorzüglich an einem so warmen Sommertage, als der heutige! und Ihr habt noch dazu wohl schwer getragen? fügte ich, auf das Wassergefäß deutend, hinzu.

O, das trägt sich schon, wenn man so gesund und kräftig ist, wie ich, antwortete die Frau mit heiterm Lächeln, und ich könnte auch wohl ohne zu ruhen das Wasser da hinauf schaffen, aber das Plätzchen ist, wie Sie sagen, zu schön, und ich kann nur selten da vorübergehen, ohne einige Augenblicke zu verweilen. Das weiß aber auch mein Scheckchen da sehr gut; regelmäßig, wenn ich hinabgehe, Wasser für unsern Bedarf da oben in die Burg zu holen — denn das mangelt uns dort — kommt es mir bis hierhin entgegen und begrüßt mich springend und meckernd. So kommt es denn — Sie werden mich darum verlachen — daß ich zuweilen ein halb Stündchen hier mit dem Thier verplaudere, als wenn es mich verstehen und mir antworten könnte. Und ob es das nicht kann! Sehen Sie nur einmal seine klugen Augen an, wie sie auf mir ruhen; drücken sie nicht Treue, Dankbarkeit aus, und muß man nicht, um Beides zu haben, verstehen können den Sinn der erwiesenen Wohlthat?

Mit einem unwillkürlichen Lächeln bog ich mich zu der Ziege nieder sie zu streicheln und sagte:

Ihr scheint aber auch das gute Thier sehr sorglich zu pflegen! gewiß sorgt Ihr für die würzigsten Kräuter, es zu nähren? — O im Sommer, Sie sehen, — da ist an köstlichem Futter hier kein Mangel; aber im Winter — da muß sich Scheckchen behelfen; ich habe da oft rechte Sorge, es durchzubringen, denn der Invalidengehalt meines Alten ist schmal, und ich kann mit meinem Rade auch wenig verdienen, da ich jeden Tag drei Mal zur Stadt muß, das Wasser von dort hinauf zu holen auf die Burg, und Sie können denken, daß der Weg den steilen Berg hinan bei Regen oder Frostwetter schlimm genug ist.

Ich kann überhaupt kaum begreifen, wie er dann zu passiren ist, und auf welche Weise schafft Ihr alsdann das Wasser hinauf?

Auf dem Kopf wie jetzt, Frau!

Aber wie ist das möglich, wenn Schnee den Pfad bedeckt, oder gar Eis ihn überzieht?

Ja dann ist's gefährlich genug und ich habe oft in großer Angst den Herrn angerufen, wenn ich auf dem glatten Spiegel, mit dem Faß auf dem Kopfe, nicht wußte vorwärts zu kommen, noch zurück; aber er hat mir auch immer geholfen, fügte sie mit einem dankbaren Blick nach Oben hinzu. Er hat mir immer seine Hand gereicht, wenn ich stranchelte, und mich glücklich zu meinem Alten geführt, daß ich ihn pflegen und hegen könne in seinem Leid.

Und wer ist denn dieser Alte, meine gute Frau? lebt Euer Vater noch da droben auf der Burg, und habt Ihr außer ihm Niemand, der Euch erwerben und die Bürde so schwerer Arbeit tragen hilft?

Die Frau schüttelte langsam und schwermüthig den Kopf, der mir durch den Ausdruck dieser ruhigen festen Züge immer schöner erschien und sagte:

Nein, Frau, mein Vater ist es nicht, den ich pflege, der schläft schon lange dort, wo sie neben der Kapelle, im Thal da drüben, die weißen Steine haben schimmern sehen. Waren Sie in der Burg, in dem Walle, wo die Kanonen stehen, und sahen Sie da einen Alten mit spärlichen weißen Locken und grauem Knebelbart sich auf das Geschütz lehnen, das mit einem gekrönten N bezeichnet ist? Nun! das ist mein Mann! Wenn der Wind seine Locken von der Stirne wehte, haben Sie wohl die breite Narbe gesehen, die von da über Schläfe und Wange sich zieht; die Narbe hat er von Rußland heim gebracht, diese Narbe habe ich als kleines Mädchen schon betrachtet, wenn mich mein Alter auf den Knien hielt, und mir erzählte von den Schneesteppen Rußlands, dem brennenden Moskau, seinen Haß gegen Napoleon, und allem Elend, allem Gräuel dieses Feldzugs. Damals schien es mir, als öffnete sich die Schramme bei den glühenden Worten des schwarzen Richard, wie er von Alt und Jung genannt wurde; damals war mir's, als müsse nun das Blut hervorquellen, aus der kaum geschlossenen Wunde, und den schwarzen Bart benetzen, der nun weiß geworden. Ich war ein feuriges, kräftiges Kind, was mir meine Mutter von der Habsucht des französischen Kaisers hinter dem Ofen, und später Richard unter dem Maulbeerbaum vor seiner Hütte erzählte, erregte mein heißes Blut, und ich ließ die Spindel in den Schoß fallen, ihm zuzuhören, und konnte nicht müde werden, wenn längst die muthigsten Knaben schon geflohen waren, vor der schaurigen Erzählung.

Damals besaß Richard noch ein Häuschen da unten, neben der Hütte, in der meine Mutter mit mir wohnte, und die nannte ihn einen wohlhabenden Mann. In der That theilte er uns oft mit, von seiner Hände

Erwerb. Da — ich war fünfzehn Jahr — raubte plötzlich der Tod mir meine Mutter; die aus weiter Ferne dem Gatten hieher gefolgt war, um ihn bald zu betrauern; ich hatte nicht Verwandte, nicht Vermögen, nicht Erfahrung genug, mir fort zu helfen, und lag trostlos über der Leiche meiner entschlafenen Beschützerin, der der Besitzer der Hütte, die wir bis jetzt bewohnt, kaum ein Obdach vergönnte, bis das Grüne ihres Hügel's sie decken würde; da kam der schwarze Richard still herein, nahm mich schweigend bei der Hand und führte mich hinaus unter den Maulbeerbaum, dessen Früchte sich purpurn färbten. Du bist allein, Marthe, sprach er jetzt — fürchtest Du Dich? ich trocknete meine Augen und sprach: Nein! aber was soll ich thun, wo soll ich bleiben? — Willst Du bei mir wohnen, Marthe? fragte er wieder; ich schaute ihn verwundert an und senkte dann meinen Blick, weil ich fühlte, daß ich roth wurde bis in die Stirne. Du bist ein junges Blut, sprach Richard wieder, und ich bin im hohen Mannesalter und bedeckt mit Narben. Aber ich habe ein Obdach für Dich, Brod, Dich zu nähren, und einen Arm, Dich zu schützen; komm in mein Haus und sei mein Weib, wenn Du Dich nicht fürchtest, in wenig Jahren einen gebrechlichen Alten zu pflegen. Wiederum schaute ich auf zum schwarzen Richard, seine Wangen glühten, wie vom Widerschein des brennenden Moskau, seine Augen blühten wie das Schwert, das er gegen Napoleon schwang, und doch rollten aus ihnen zwei Tropfen in seinen schwarzen Schnurbart. Meine gänzliche Verlassenheit, die Trostlosigkeit meiner Zukunft, das Bedürfnis einer Stütze, das Vertrauen auf seine Kraft, das Andenken an den Eindruck seiner Erzählungen — Alles das drängte sich mir in diesen Augenblick — kindlich vertrauend reichte ich dem schwarzen Richard die Hand und sprach: Vor Dir fürchte ich mich nicht, ich will bei Dir bleiben. Mit starkem Arm fühlte ich mich aufgehoben und fest an die breite Soldatenbrust gedrückt — der schwarze Schnurbart brannte auf meinem Munde, und einen Augenblick darauf kniete Richard mit mir an der Bahre der Mutter, den Segen der Verewigten zu unserm Bunde zu erflehen. Als die Aftern auf dem Hügel der Mutter erblühten, führte mich der schwarze Richard als sein Weib aus der treuen Nachbarin Hütte, die mir eine Freistatt bis daher gewährt hatte, in die feine. Nun arbeiteten wir zusammen und verzehrten das selbst erworbene Brod in Frieden; die Winterabende verführten Richard's Erzählungen, die das Schnurren meines Rades begleitete, im Sommer gingen wir die Neben zu pflegen, die unsern Fleiß so reichlich lohten. So hatte es fünfzehn Jahre gedauert, — meines Alten Erinnerungen waren nicht geblichen, wohl aber seine Haare; sein Haß gegen Napoleon und die Franzosen war nicht geschwunden, wohl aber die Kraft seiner Arme, als nach einem Abend, als sein letztes Wort eine Verwünschung des französischen Volkes war, durch das er immer das deutsche Vaterland gefährdet glaubte, plötzlich mein Schlaf durch einen Schreckensruf Richard's unterbrochen wurde: Der Feind kommt! rief er mir zu, und mein sich öffnendes Auge glaubte in das brennende Moskau selbst zu schauen. Flammen schlugen durch die Fenster der Hütte, Flammen leckten an ihrer Decke, die Nebengelende draußen knisterten, die Balken krachten — in einem Nu lag unser Haus in Schutte und Asche. Mit verdüsterten Blicken lehnte Richard am Stamme des Maulbeerbaumes, und auf meine Trostesworte erhielt ich nur immer zur Antwort: Er wird kommen und noch mehr sengen und brennen — er wird kommen.

Unser Hab und Gut war mit der Hütte verbrannt, es blieb uns nichts,

als die kleine Weinpflanzung am Ufer des Rheins. Aber die Ueberschwemmung des kommenden Frühlings verwüstete auch die; wir hatten nicht das Nöthige, um uns auf's Neue anzubauen, und überdem hatte die Kraft Richard's mit seiner Gesundheit selbst gelitten. Seine Narbe am Kopfe schmerzte und brannte sehr; eine Wunde am Arm war wieder aufgebrochen; er mochte nicht mehr arbeiten, wenn er auch gekonnt hätte; Stundenlang starrte er hinaus auf die Flächen des Rheins, die er durch den Feind gefährdet glaubte, bei jedem Schuß fuhr er zusammen, bei jedem Geräusch auf dem Hofe sprang er zu dem alten Säbel, der ihn nach Moskau begleitet, und seitdem über seinem Lager gehangen hatte. Durch unsere Armuth zum Mitleid bewogen, hatten sich theilnehmende Menschenfreunde für den im Dienst des Vaterlandes zur Arbeit untüchtig Gewordenen verwendet, ihm wurde nach langem Bitten das Gnadenbrod als Invalide auf der Murrburg zugesichert. Da steht er nun vom Morgen bis zum Abend an die Kanone gelehnt, die als eine Beute aus der Schlacht bei Leipzig hierher gebracht wurde, sie ist sein Stolz, sein Triumph, der Gegenstand seiner steten Angst und Sorge, denn der Feind, meint er, werde kommen, und sie wieder fordern, und dagegen ist er entschlossen, sein altes Leben einzusetzen, und darum bewacht er sie und schaut hinaus auf den Strom, in steter Erwartung des Feindes. Aber, ich habe Sie ermüdet mit meiner Erzählung, mein Alter wird mich erwarten, und Scheckchen ist auch ungeduldig, ich will gehen, es zu melken, und dann meines Alten Wunde verbinden. —

Aber, meine gute Frau, sprach ich, erstaunt über die heitere Ruhe, mit der sie die Ziege lieboste, und jetzt den schweren Zuber auf den Kopf hob und zurecht schob, wie habt Ihr Euch einen so zufriedenen Sinn bei all dem Unglück, all der Last zu erhalten gewußt, die Euch das Schicksal aufgebürdet?

Und sollte ich denn nicht zufrieden seyn, da es von Gott kommt, und er mir nie mehr aufgebürdet, als ich tragen konnte? Sehen Sie, ich bin gesund, kann arbeiten, und noch nie hat mir der Muth oder die Kraft gefehlt, das Unvermeidliche zu tragen, das Nöthige zu erwerben um meines Alten düstre Lage zu erheitern; denn er hört auf meine Stimme, wie ich einst auf die seinige, wenn ich ihm erzähle, wie der Maulbeerbaum da unten, wo er nicht mehr hin will, Früchte trägt, wie Scheckchen so lustig springt und meine Pflege mit süßer Milch belohnt, wie meine dunkle Kisten stets wieder Knospen ansetzen, und die Rosen in den Beeten blühen, die ich zwischen den Mauern angelegt. Es ist wahr, des Alten Narben und Wunden, sein weißes Haar zu sehen, ist hart, — aber kann ich jene doch verbinden, und diese dürfen nicht in Sorge um den kommenden Tag noch mehr erbleichen — ja ich sage Ihnen, jeden Tag, und wenn er noch so trüb, gab noch seine kleine Freude, gab noch Ursache zu Dank gegen den Schöpfer. Und wird es mir manchmal bang um's Herz, wenn ich an die Zukunft denke, wo ich, mit meinem Alten, da droben die Freistatt verlieren, oder mit der Jugend die Kraft das Wasser den Berg hinauf zu tragen — so gehe ich hinaus und blicke auf den Strom und denke: wer den dahin fließen läßt aus unerschöpflichen Quellen, der wird auch meine alten Tage sichern; oder betrachte den Eypheu, wie er immer frisch und grün, selbst unterm Schnee, den Fels umzieht — wer ihm den Saft des Lebens nicht mangeln läßt, wird auch mich nähren und mich halten lassen an dem Fels meines Vertrauens. Und nun mit Gott, Frau! — der Abend

naht — die Mannschaft droben lechzt dem Wasser entgegen, wie mein rother Nelkenbusch am Fenster, die Rosen in den Mauern. Gott gebe Ihnen die Heiterkeit meines Herzens, denn das Ihre verdient sie und mehr, das lese ich aus Ihrem Auge, so freundlich und mitleidsvoll — Gott segne Sie, Frau! —

Leicht wie eine Feder schwebte der volle Zuber auf dem Kopf der Frau; Scheckchen sprang meckernd voran, und in wenig Momenten waren Beide hoch über mir auf dem steilen Bergpfade, und die liebkosenden Worte der Zufriedenen zu ihrem Liebbling tönten zu mir herab. —

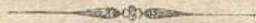
Ich faltete meine Hände und betete: Herr, die Genügsamen sind reich, und die Zufriedenen deine Kinder — laß mich werden wie diese! —

Vom Stolzenfels aus gesehen nahm sich die alte düstere Marrburg ganz anders aus, als in der Nähe. Hier schien sie nur die in das Leben getretene Romantik, die von der Höhe der Poesie herabschaut in die Thäler wo Ströme wogen und Menschen arbeiten, Beide rastlos und sich erneuend und fliehend treu im Wechsel, strebend nach fernen Zielen, verklärt im Licht des Tages und der Freude, und gehüllt in Dunkel durch Nacht und Trauer, wie die wandelnden Stunden es verhängen. Wie doch die Ferne verschönt! Dieser finstere Kerker ist hier ein Punkt, wo das Auge mit Vergnügen ruht, und die träumende Seele tausend Fäden spinnt, die die Phantasie zu einem bunten Gespinnst erweckt; das Jahrhundert, aus dem dieses Gemäuer zu uns herüberraht, sendet seine Bilder von Männerkraft und Frauenmilde, seine Minnelieder in unsere Zeit herüber, also daß wir das Kettengeklirr nicht hören, die Unterdrückung von der einen, und die Ueberhebung roher Kraft auf der andern Seite nicht sehen. Ach, wie ist es doch so traurig, daß das Leben diesen Duft der Ferne nöthig hat, um seine Klippen, seine Abgründe zu überschleiern, und wie ist es so gut, daß der Himmel uns ein Herz gegeben, daß das Bild der Rose treuer bewahrt, als das der Dornen daran, obgleich diese Narben zurückließen, und jene nur einen leisen Duft! Wie würden wir sonst Muth behalten, nach einer jeden, wie spielende Kinder, die Hände verlangend auszustrecken! —

Einen glühenden Heiligenschein legte der Abend um die Stirne der greisen Marrburg, als ich vom Stolzenfels aus sie noch einmal betrachtete, sie und die Stadt drunten, die schon, wie unter ihrem Schutze, schlief, von den Wellen des Rheins eingesungen. Der Allerheiligenberg auch zeigte eine heilige Monstranz, die ihn vergoldete, als er sie geküßt, und all die Höhen, rings dem Strom entlang, schienen, von Andacht gehoben, in dem Feuer einer göttlichen Begeisterung zu glühen. Der alte Lahnstein, mit seinen leeren Fensterhöhlen, lag wie ein Todtenschädel auf einem von Glanz umflossenen Altar, auf seiner Höhe, und tief, wie im Schooß des Rheins, ruhte, von bläulichem Duft umfassen, Koblenz mit seinen Thürmen. Es war ein Zauber, eine Poesie über dieser Landschaft ausgegossen, unmöglich in Worte zu fassen, aber die Brust wurde davon voll und weit, das Auge strahlend und doch feucht, der Schlag des Herzens tönte mit der

Glocke zusammen, die drunten Friede, Feier verkündete der lauschenden Welt. Ein einsamer Rachen schaukelte nachlässig auf den blauen Wellen, die Schiffer sammelten sich plaudernd am Strande, die Winde schwiegen, die Wipfel sagten sich gute Nacht, und ich schaute gebannt hinab in den Strom, der nicht rasten konnte, noch feiern. Ein leichter Schritt erklang hinter mir, eine zarte Gestalt schwebte durch die Halle der Burg und lehnte sich schweigend, nicht fern von mir auf das Gitter des Söllers. Des Mädchens suchendes Auge schien mich nicht zu gewahren, es folgte dem Laufe des Stroms, und bligte plötzlich auf wie ein Stern in der Nacht, als es die Barke wahrte, die auf seinen Wellen schaukelte. Ein seliges Lächeln erglänzte auf dem feinen Antlitz, auf dem die Glut des Abends jetzt wieder zu spielen schien; die junge Brust hob sich wie die Welle des Stroms, die Arme streckten sich hinaus, ein Glück zu erfassen, das auf dem beweglichen Elemente schwamm, sich hob und senkte, wie es schien, eine leichte Beute der entfesselten Kraft. Diese Betrachtungen kamen aber nicht in die jugendlich vertrauende Brust des Mädchens vom Stolzenfels, sie schwang ein duftiges Gewebe, das ihren zarten Nacken vor der Abendluft zu schützen bestimmt gewesen, hinaus, und von drunten antworteten leise Klänge einer sanften Melodie, die wohl zu den Ruderschlägen stimmten, die den Strom beherrschten, und das Boot bald dem Ufer nahe brachten. Leicht wie ein Sylphe schwebte das Mädchen an mir vorüber; ihr weißes Gewand schimmerte durch die dunkeln Gesträuche tief unter mir, und als ich endlich durch den Burghof schritt, ein Obdach für die Nacht zu suchen, glänzte es neben dem Springbrunnen, den weiße Rosen umdufteten, und ein leises Geflüster tönte durch das Geplätscher des Wasserstrahls. Möchten die Rosen doch lange blühen, und Dein Geflüster, Du süße Jugendstimme, nicht verstummen in dem langen Ach eines unbekanntem Leidens! — Aber auch diese Burg eines festgeglaubten Glücks wird zu Trümmern werden, in diesem Lande der Ruinen, und an der Stelle der Rosen wird der Efeu der immergrünenden Hoffnung das verfallene Gemäuer überziehen, einer Hoffnung, die hier keine Erfüllung mehr sich träumt. — —

Minna.





Korrespondenz der Zeitschrift.

Coburg.

Am 21 v. M. fand zum Geburtstage Sr. Hoheit des Herzogs die Aufführung zweier von ihm selbst komponirten geistlichen Kantaten in dem zu einem Konzertsaal umgewandelten Hoftheater statt. Ohne in einen Beifallsstrom uns ergießen zu wollen, sei es uns vergönnt, ehe wir auf die Komposition selbst kommen, einige wenige Worte über den hohen Komponisten selbst zu sagen, der es sich zur Aufgabe macht, die Musik mit ihrem ganzen Ernst und all der naiven Lieblichkeit und edlen Einfachheit wieder hervorzurufen, welche uns die alten, deutschen Musiker bewundern lassen, und die der barocke und sinnliche Geschmack unserer Tage beinahe verdrängt hätte. Nur wenige Meister leuchten diesem jungen, schaffenden Talente vor, es sind Mendelssohn, Schneider und Spohr, welche uns den Charakter der deutschen Musik erhalten haben, ohne ihren überrheinischen Imitatoren in der an ihnen hochgepriesenen Melodienfülle Etwas nachzugeben, welche gern der Musik den Text opfern. Wir sehen den Komponisten, der hier erwähnten Musikstücke, kühn den Ton der feinen Welt, welche gern mit tastwiegendem Kopfe und trommelnden Fingern die abgedroschenen und trivialsten Opernmelodien begleitet, verachten, und eine Bahn betreten, die die Kunst zu der schönen Hoffnung berechtigt, unter seinem Schutze einer schönen und

ihrer würdigen Zukunft entgegen sehen zu können.

Die beste Bürgschaft für das gelungene Werk war die Aufführung selbst, welche unter der trefflichen und gewissenhaften Leitung unsers talentvollen Konzertmeisters, Ernst Lampert, und unter der Mitwirkung des hiesigen zahlreichen Gesangvereins, des Gesangpersonals des herzoglichen Hoftheaters und der herzoglichen Kapelle statt fand. Die erste Kantate, nach einem Lied von Arndt „Immer Liebe“ betitelt, hält sich in einer edlen Klarheit; der Gedanke, der dies Tonstück besetzt, ist kräftig, das Tonstück selbst rein und gemessen gehalten, nur glauben wir, daß dasselbe, so wie die zweite Kantate, anstatt des Sopranos, mit einem Chor begonnen, ein anschaulicheres Ganze bewirkt haben würde. Zum Text der zweiten Kantate „Aller Seelen“ wählte der Komponist eine Stelle aus einem Duller'schen Gedichte. In dieser tritt seine Kraft schon schöpferischer hervor, Gedanke und Form werden größer, umfassender. Vorzüglich sind zu nennen: der Chor „Nicht auf der Erde sucht uns“ mit der darauf folgenden Zeile, in welche der Hauptchoral eingeflochten: „Nur Eins ist, was uns stets.“ Das Tenorsolo „Er hat uns lieblich aufgenommen“ bildet den schönsten Theil der Kantate, und wurde namentlich von dem herzoglichen Opernsänger Herrn Meier mit all der Wärme vorgetragen, die

den hohen Komponisten beim Schaffen befehle. Der Reichthum, den beide Stücke, durch volle, kräftige Harmonie und durch tiefempfundene Melodien entfaltet, läßt uns im Voraus schließen, daß sich die Kräfte des Schaffenden weiter entwickeln werden, und somit der Theil der Musik, der leider an

so vielen Orten ganz vernachlässigt wird, und in welchem zur Erhebung unserer selbst so viel Großes geschaffen worden ist, wieder neues Leben gewinne, und Sinn für die Klaffigkeit, sowohl der geistlichen als auch der dramatischen Musik durch ihn erweckt werde.

Beurtheilungen.

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Von G. J. Waagen. I. Theil. Leipzig, Brockhaus. 1843.

Herr Galleriedirektor Waagen hat sich durch die beiden ähnlichen Werke über Kunstwerke und Künstler in England und in Paris bereits rühmlichst bekannt gemacht. Das gegenwärtige, ganz deutsche Unternehmen bot in Bezug auf jene manche Erleichterungen; aber in den Erleichterungen lagen zugleich auch die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten. Wir besitzen nämlich für unser Vaterland eine Reihe von Werken, welche theils einzelne Monumente, behandeln, theils ganze Gegenden nach ihren Kunstschätzen. Die Werke von Boissière, Moller, F. S. Müller, Puttrich (Sachsen), Hüpli (der Rhein), Grüneisen und Nauch (Ahn), Rugler (Pommern) stehen in verdientem Ansehen. Sie erleichtern dem Verfasser eines umfassenden Werkes seine Arbeit, aber sie geben ihm auch eine schwierige Stellung dem Theile des Publikums gegenüber, der mit den Resultaten der obigen Bücher vertraut ist und ihnen entweder anhängt, oder zu ihnen in Opposition getreten ist.

Indes ist des Verfassers umfassende Kunstkenntniß so groß, daß ihm schwerlich Jemand einen Irrthum wird nachweisen können; und dabei erscheint die Anlage des Buches so weise und ebenmäßig, daß uns nur die Thatsache gegenübertritt und die ästhetische Debatte von selbst ausgeschlossen bleibt. Wir erhalten durchweg eigene Anschauungen, und sehr glücklich hat der Verfasser für diese die Form einer Reisebeschreibung gewählt.

Dieser erste Band enthält die Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken, unter welchem Titel er auch besonders ausgegeben wird. Die Reise geht zuerst von

Berlin nach Dresden von da nach Freiberg, wo der Verfasser die durch Puttrich berühmte goldene Pforte in Augenschein nimmt, nach Chemnitz, Annaberg, Schneeberg und dem alterthümlichen, an manchen Sagen aus dem spätern Mittelalter reichen Zwickau. Ueber das Erzgebirge überhaupt sagt Herr Waagen: Während die in den Bergwerken gewonnenen Schätze längst zerrommen sind, legen die stattlichen Kirchen, die vielen Bildereien und Gemälde, noch ein würdiges Zeugniß vom einstmaligen Segen und dessen Verwendung ab.

Nun geht es nach Bamberg, von welchem es heißt, daß sich an Schönheit der Lage in Deutschland nur Prag mit ihm messen könne, nach dem alten Bamberg, in dessen Dom (dessen Architektur und Skulpturen hier sorgfältigen Untersuchungen unterworfen werden) Kaiser Heinrich II und seine Gemahlin, die heilige Kunigunde, begraben liegen. Die Beschauung der gräflich Schönborn'schen Gallerie in Pommersfelden nimmt einen ziemlich großen Raum ein. Nürnberg geht von S. 150—292. Es ist der Glanzpunkt des Buches, gleichwie Nürnberg von allen deutschen Städten der Gegenwart diejenige ist, in welcher sich das Mittelalter noch in seinem höchsten Glanze, in seiner Kunstfähigkeit, in seiner Aufopferung für große gemeinsame Zwecke bewahrt hat. Auch Waagen sagt von ihm: Jedem Freunde deutscher Art und Kunst muß das Herz ausgehen, wenn er das alte Nürnberg besucht, und so ging es auch mir, als ich diese liebe, so recht im Herzen Deutschland's gelegene Stadt jetzt vor ein- undzwanzig Jahren zum erstenmale betrat. Der Eindruck wurde dadurch noch erhöht, daß mir Alles in dem Lichte der edlen Poesie erschien, welche Sternbald's Wanderun-

gen von Thier athmen. Wie gern ich mich aber jener Zeit noch erinnere, so war dieses Mal der Genuß doch noch größer u. s. w. — In Nürnberg ist natürlich das Grab des heiligen Sebald von Peter Bischof, „das schönste Denkmal, welches die Stadt aus der Zeit ihrer Kunstblüte besitzt“, dasjenige, was Waagen's Urtheil vorzugsweise herausfordert. — Weiterhin kommen noch Schwabach, Kloster Heilsbrunn, die merkwürdige Begräbnishütte so vieler Glieder des Hauses Hohenzollern, deren Denkmale uns Pöcker's

Dailsbronnischer Antiquitätenhandel mittheilt (auch das älteste Grabesdenkmal, auf welchem eine Zahl in arabischen Ziffern ausgedrückt ist, soll hier vorkommen), Anspach, Rothenburg, Nördlingen, Würzburg und Aschaffenburg.

Der zweite Band scheint sich, dieser Richtung nach Westen nach zu schließen, zu dem Rheine wenden zu wollen. Wir freuen uns auf denselben. Der Rhein wird eine schöne und große Aufgabe für Herrn Waagen seyn, zu der wir ihm Glück wünschen. ***

Gelegenheitliches.

Der Schwarzwald

an

Nikolaus Lenau.

Kurz ist es her, der Frühling war
Gestiegen zu mir nieder,
Da lautete ich, es klangen klar,
So süß und still, so wunderbar
Mir Deine Waldeslieder.

Was in mir selbst als Räthsel lag,
Konnt' ich hier klar erlauschen,
An meinen dunkeln Tannen brach
Sich jeder Fall, ich sang ihn nach
In meiner Zweige Raufen.

Ich liebe Dich, seit lang, seit lang
Muge' Dein ich immer denken,
Bei Windesweh'n, bei Drosselsang; —
Es zog mein ganz Revier entlang
Ein süßes Deingedenken.

Jetzt hab' ich Dich, jetzt bist Du mein,
Ich will Dich fest umfassen,
Schließ' Dich in grünen Armen ein,
Du mußt jetzt mein Gefang'ner seyn,
Den will ich nimmer lassen.

Ich halte Dich in treuer Hut; —
D tauche frisch hernieder
In meiner Quelle Heilesstut!
Und sing' in ewig jungem Muth
Viel' neue ew'ge Lieder! —

Saint-René Taillandier über die deutsche politische Poesie der Gegenwart.

Wir gaben in der Europa unter der Ueberschrift „Die deutsche Literatur der Gegenwart und ihre Würdigung im Auslande“ einige Auszüge aus einem größeren Aufsatz Taillandier's in der Revue des deux Mondes. Jener Aufsatz, die politische Literatur in Deutschland, umfaßte zwei Abtheilungen, das junge Deutschland und die junghegel'sche Richtung (Arnold Ruge'n mit seinen Freunden). Nun ist noch eine dritte hinzugekommen, „die Poesie und die demokratischen Dichter“; — und um das, was wir begonnen haben, nicht unvollständig zu lassen, halten wir es für Pflicht, auch diese Stimme von dem andern Rheinufer anzuhören und in der Kürze halb referierend, halb kritisch auf dieselbe einzugehen.

Zudem ist, wie wir schon früher erwähnt haben, Herr Saint-René Taillandier für uns Deutsche eine merkwürdige Erscheinung in Frankreich. Die deutsche Literatur war lange den Franzosen eine verzauberte Burg voll wunderbarer Träume, und die Sprache war das Thor mit sieben Schlössern, mit sieben Siegeln, diese schwere, dunkle Sprache. Nur zuweilen gelang es Einem, einen Blick in den Burghof zu werfen; aber er hatte nicht das Thor gehoben, er war nicht durch seinen Bogen geschritten, — er hatte nur eine Lucke, eine schmale Fensteröffnung erreicht, und durch diese einen Blick hineingeworfen. Sogar die meisten Uebersetzungen deutscher Werke, welche in Frankreich erschienen, hat-

ten das Eingangsthor, die Sprache, nicht überwunden. Es ist allerdings schon eine Weile her, daß man die deutsche Sprache zu dem Gegenstand eines ernsteren Studiums gemacht hat. Mannigfache, zum Theil umfangreiche Zeugnisse liegen hierfür vor. Was Herr Saint-René Taillandier bisher gegeben hat, ist nicht so umfangreich, es beschränkt sich auf einzelne Abhandlungen; aber gleichwohl glaube ich, daß sich noch keinem Franzosen das Verständniß der deutschen Sprache und Literatur so vollständig erschlossen hat, wie gerade ihm.

Deshalb fällt auch seine Stimme über deutsche Verhältnisse ganz anders und gewichtiger in die Waagschale, als die leichten Urtheile französischer Revuisten. Taillandier, der, so viel mir bekannt, in Deutschland seine Studien gemacht, hat Alles aus erster Hand. Wir haben zwar früher hinter seinen Urtheilen Einflüsterungen vermutet (der vorliegende Aufsatz gibt keinen Grund dazu), aber er bedarf sie nicht, er hat keine Vermittelungen nöthig. Er behauptet in seinen Auffassungen ganz die Standpunkte der Gegenwart, er ist in nichts zurückgeblieben, was sich von Herrn E. Duinet in diesem Maße schwerlich behaupten läßt; und wenn er mitunter irrt, so möge man dies weniger auf eine nationale Unzulänglichkeit schieben, sondern vielmehr bedenken, daß, wie innerhalb und außerhalb der Mauern Troja's gesündigt, auch diesseits des Rheins so gut geirrt werden kann, wie jenseits.

Saint-René Taillandier, um zur Sache zu kommen, setzt an die Spitze seines Aufsatzes das „politisch Lied, ein garstig Lied,“ welches er nach verschiedenen Seiten wendet. Dann kommt er zu der Annahme, daß in Anastasius Grün, in den Spaziergängen eines Wiener Poeten, der Ausgangspunkt der gegenwärtigen politischen Poesie in Deutschland liege. Es ist dies von halber Richtigkeit. Anastasius Grün ist allerdings ein Moment in unserer politischen Poesie, aber Niemand wird behaupten können, daß er für Perwegh und Dingelstedt tonangebend sei. Hier macht sich vielmehr Uhland's Einfluß geltend, welchen Herr Taillandier diesem ziemlich abspricht. Die feurigen Lieder von Deute gleichen weit mehr den Weisen von

Gott, Freiheit, Vaterland aus den Jahren 1818 und 1819, als den langen, gestreckten Versen Anastasius Grün's. Weiterhin vergißt Herr Taillandier die Uebergänge zwischen dem Jahre 1830 und dem Erwachen der neuesten politischen Poesie. Es weißt aus dieser Zeit eine ganze Reihe von Dichtern unter uns, darunter manche unserer schönsten Namen, die, ohne politische Poeten in der neuesten Bedeutung zu seyn, dem Schmerz und der Hoffnung der Zeit ihre Harfen geweiht haben. Ich nenne Lenau, Pfizer, ich nenne Platen, ich erinnere Herrn Taillandier an Karl Beck, dessen er nur am Schlusse seines Aufsatzes wegen des neuen Gedichtes „Auferstehung“ flüchtig gedenkt, an Karl Beck, der mehre Jahre vor der nunmehrigen politischen Poesie seine Nächte, seine gepanzerten Lieder auslagte und hinsürmte, seinen fahrenden Poeten dichtete.

Ueber die Anfänge dieser neuesten politischen Poesie sagt Herr Taillandier: „Als bei den ersten Kriegsbesürchtungen im Jahr 1840 ein mittelmäßiger Poet, Nikolaus Becker, jenes unkluge Lied (wir unterschreiben dies) gereimt hatte, welches Deutschland eine so lebendige und glänzende Antwort von Herrn de Muffet zuzog (!), hätte man glauben können, daß die politische Poesie, wenn sie sich überhaupt bilden wollte, sich gegen Frankreich kehren würde. Ein neues Jahr 1813 ist indeß nicht mehr möglich. Die deutsche Poesie blieb im Lande und sprach zu ihren Fürsten.“

Nachdem der Unterschied der Erwartungen von 1813 und von heute kurz nachgewiesen, wird zuerst Hoffmann von Fallersleben mit einer Anerkennung besprochen, die ihm in Deutschland als Dichter nicht überall zu Theil geworden ist. Taillandier tadelt zwar auch Manches, wie z. B. die schlecht oder unglücklich gewählten Wortspiele, manche Gewöhnlichkeiten, er hebt auch das fortwährende Trinken in den unpolitischen Liedern weniger als ironisch, sondern vielmehr als ernst gemeint und berechnet hervor; aber man sieht es doch, daß der französischen Natur ein gewisses, sehr bescheidenes Maß von ursprünglicher Poesie viel besser zusagt, als eine gährende, überreiche Kraft. Das Urtheil über Hoffmann dränge

sich ungefähr in folgendem zusammen: „Die Mehrzahl der Ideen, welche die heißeren Gemüther unter den Poeten beleben sollten, findet man bereits in Hoffmann v. F., die nämlichen Antipathien, den nämlichen Haß, die nämlichen Kriegserklärungen. Nur nimmt Hoffmann die Dinge von der scherzhaften Seite; statt sich zu entrüsten, spottet er. Sein Spott ist ganz deutsch, er hat seine besondere Art, man schmeckt ihm die Geburt an, er kann einen Erdgeschmack nicht verläugnen; er ist fröhlich, zwanglos, mitunter ein wenig plump, der Dichter hat ihn manchmal von dem Grunde des Bierfrugs geholt. Von der stolzen Erhebung der späteren politischen Poeten hat Hoffmann nichts; seine Poesie ist wohlwollend, hausbacken. Seine Kühnheit ist es, zuerst geredet zu haben, und diese hat den Sturm auf ihn gelenkt, der seine Absehung brachte.“ —

Die Urtheile über Dingelstedt als kosmopolitischen Nachtwächter und über N. C. Pruz fasse ich kurz zusammen und theile sie hier einfach mit, ohne mich auf eine Widerlegung einzulassen. Wozu den deutschen Stimmen über Beide eine neue hinzufügen? und wie hoch würde man, nach so vielen vorausgegangenen, das Gewicht eines neuen Urtheils anschlagen? Das Urtheil des französischen Kritikers hat durch sich, durch seine Eigenthümlichkeit Bedeutung; der Versuch einer ausführlichen Widerlegung würde ihm gegenüber unstatthaft erscheinen. Von Dingelstedt, der ziemlich ausführlich, bis zu einzelnen Gedichten hin, besprochen, und dessen Spott gegen München und Berlin namentlich zurückgewiesen wird („den Versen Dingelstedt's mangelt es keineswegs an Geist, aber ich halte ihn zu einer ernstern Poesie berufen“), heißt es ungefähr: „Dingelstedt ist bedeutender, als Hoffmann von Fallersleben; ich glaube, daß er zu den ausgezeichnetsten Dichtern der kleinen Phalanx gehört, die mich hier beschäftigt. Man muß ihm große Fähigkeiten zugestehen, vor Allen ein feines Kunstgefühl. Sein Buch ist mit Sorgfalt komponirt, die Inszenirung ist geistreich, der Rahmen geschickt; aber innerhalb dieses Rahmens gibt es unglücklicher Weise eine Stelle, wo die Leinwand nicht ausgefüllt ist, und wo der Pinsel des Ma-

lers eine schwache und unzulängliche Flüchtigkeit verräth. Indes versöhnen die Feinheit und Schönheit der Empfindung für manche Mängel.“

Ungleich härter wird das Urtheil über Pruz, welches sich ungefähr in folgendem ausdrückt: „Pruz debütierte im Jahr 1840 mit einem Rheinlied, welches er dem Becker'schen gegenüber stellte. Dieses Lied war nicht viel bedeutender, als das des Kölner Gerichtsschreibers, mittelmäßig in den Gedanken, deklamatorisch in der Form, gab es doch dem Verfasser eine gewisse Berühmtheit. Im Jahre darauf ließ Pruz einen Band Gedichte erscheinen, welcher auf die Erfolge des Rheinlieds rechnete (von dem „Mährchen“ scheint Herr Taillandier nichts erfahren zu haben), und in welchem sich vorzugsweise in den Balladen eine pomp-hafte und emphatische Sprache kund gab, die nach den Schulbänken schmeckte. Gleichwohl sind die kleineren Poesien von Pruz besonders die Liebesgedichte, häufig voller Anmuth, sie zeigen Formgewandtheit und eine besondere Leichtigkeit in Handhabung des Ausdrucks, dem er alle Reize abgelernt hat; aber diese Bahn hätte er auch nicht verlassen und um eine politische Poesie aufgeben sollen, für welche er keinen Beruf hat. Hier haben wir nichts als eine gemachte Poesie, eine Poesie auf Befehl. Wenn Pruz einen Dithyrambus anstimmt, wenn er die Jugend anredet und dem „alten Deutschland“ den Krieg erklärt, fällt er in seit lange ausgebeutete Gemeinplätze, und alle Geschicklichkeit seiner Sprache, alle seine Formvollendung reichen nicht hin, diese zu verjüngen. Was Pruz hier fehlt, ist der innere Beruf, eine höhere Weihe; überall in diesen Versen ist das Rhetorische, die ergriffene Partei, die Berechnung sichtbar, obwohl er sie in poetischen Reichthümern zu verhüllen meint.“

Als Vierten in der Reihe gibt Herr Taillandier den eigentlichen Chorführer der politischen Poeten, Georg Herwegh. Sehr zu loben ist hier die Mäßigung, ich möchte sagen beinahe die Liebe des Urtheils. Dieser stolze, feurige Jüngling hat in Frankreich denselben Eindruck gemacht, wie in Deutschland. Taillandier tabelt die immerwährende Aufregung in ihm, die sich in

Vorwürfen wie in Aufmunterungen zu stark ausspricht und ihn zur Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit verleitet. Aber in dem Tadel liegen immer die Rücksichten für eine große Begabung, und man kann es dem Franzosen wahrlich nicht vorwerfen, daß sich irgendwo die sogenannte französische Ungründlichkeit zeigt, die freilich den Söhnen des jüngeren Geschlechts überhaupt nicht eigen ist. Wir finden hier vielmehr ein Eingehen auf eine Reihe von einzelnen Gedichten Herwegh's, und jenem wohlwollenden Tadel stellt der Kritiker sogleich den Gang um Mitternacht zur Versöhnung gegenüber, den er übersezt (nur die letzte Strophe nicht) und hinzufügt: Es ist nicht möglich, in einer Uebersetzung den wohlklingenden, metallischen Rhythmus, die Feinheit und lebendige Kraft des Ausdrucks wieder zu geben. Der Schluß ist, daß Saint-René Taillandier Georg Herwegh, von dem er im Anfang sagt, daß er, ein junger Herrscher, gestiefelt und gespornt in die Dichterversammlung seines Vaterlandes getreten sei, für einen wahren Dichter erklärt, ungeachtet der Fehler, in welche ihn Jugend und später die Erfolge seines Auftretens haben verfallen lassen.

Wenn Herr Taillandier endlich als fünftes Moment in der politischen Poesie der Gegenwart Anastasius Grün's Nibelungen im Frack aufführt, so begreife ich dieß nicht recht, trotz der Auseinandersetzungen; und ich kann es mir nur dadurch erklären, daß L., gleich wie er in ihm den Ausgangspunkt jener politischen Poesie gesehen hat, nun auch gern den Wendepunkt zu einer neuen Fortbildung derselben in ihm sehen mag, wozu aber freilich der Inhalt der Nibelungen im Frack (selbst die Einleitung mitgerechnet) trotz einzelner Hinwendungen nur wenig berechtigt. Hierin knüpfen sich denn unmittelbar die Hoffnungen auf diese Fortbildung der politischen Poesie, auf den neuen Gehalt, welchen sie in sich aufnehmen soll, aber ich muß mich auch hier dahin bescheiden, daß ich die Rathschläge, welche Herr Taillandier gibt, nicht vollkommen zu würdigen verstehe.

Als einen Irrthum, der mich von ihm gewundert hat, erwähne ich schließlich noch, daß er die Nibelungen im Frack mit le

Nibelungen en frac übersezt und den Helden derselben, den geigen spielenden Herzog, als le Nibelungen betrachtet.

(Zur Verständigung.) Der Darmstädter Korrespondent der Augsb. Allgem. Zeitung sagt am Schluß eines Artikels: „Berichtigt werde bei dieser Gelegenheit die Angabe eines Reisenden in einem der neuesten Hefte der Europa, wonach man annehmen muß, als habe bei Einzeichnung der Beiträge für das Ludwigdenkmal irgend ein Zwang, und namentlich bei den dürftigen Einwohnern des Landes statt gefunden. Es war dieß nicht der Fall.“ — Die Stelle bedarf nur wenig zur Erläuterung, nichts als eine Verständigung über das Wort „Zwang“, welches mir hier entgegengesprochen wird. Die Beiträge wurden allerdings nicht durch Gewalt herbeigebracht, sie wurden nicht etwa in Form einer Vermögenssteuer erhoben, sie waren freiwillig. Aber neben dieser Freiwilligkeit läßt sich recht wohl ein moralischer Zwang ausüben; und das dieser nicht ganz gefehlt habe, wo die Sammlungen von den einzelnen Obrigkeiten ausgehen, welche sich durch sie den Distriktsobrigkeiten empfehlen wollen, wo die Distriktsobrigkeit höheren Orts wieder durch Größe der abgelieferten Summe gefallen will, läßt sich leicht begreifen. Vielleicht fand höchsten Orts eine Einsichtnahme der Listen statt? — Durch jene Berichtigung ist an der Thatsache nichts weggeräumt, daß zu dem Ludwigdenkmal aus Gegenden Hessens beige-steuert worden sei, in welchen das Geld ganz anders hätte angewendet werden sollen, beige-steuert allerdings „freiwillig“, weil man nicht widerstrebte, aber nicht aus eigenem Trieb, nicht aus Liebe, nicht aus Begeisterung, — aus Gegenden, wie ich (der ich, beiläufig gesagt, diese Verhältnisse nicht als flüchtigreisender Tourist aufgefaßt und erschnappt, sondern in nächster Nähe erfahren und beobachtet habe) sie in dem citirten Hefte der Europa kurz zu charakterisiren gesucht.

Der Verfasser der
„Farbenskizzen aus Westdeutschland.“

(Byron's Standbild.) Bei Gelegenheit von Thorwaldsen's Tode wurden, wie bekannt, auch die Augen der Menge auf die

Statue Byron's hingelenkt, welche der große Meister zur Aufstellung in der Westminsterabtei ausgeführt hatte. Gegenwärtig hat die Geschichte dieses projektirten Denkmals zwei Zusätze erhalten. In einer Debatte des Oberhauses nämlich über die öffentliche Unsitlichkeit, bemerkte ein Mitglied, gerade in der Nähe von Westminster, um das Kapitel herum, befände sich die größte Anzahl von öffentlichen Häusern, und dieses Kapitel wolle nicht leiden, daß man das Standbild eines Dichters in ihm aufstelle. Hierdurch war die Sache angeregt; auch Brougham, obgleich vor Jahren in Byron's „englischen Warden und schottischen Kritikern“ nicht verschont, sprach für die letzte Ehre des toten Dichters. Die Geistlichkeit indes wies standhaft die Denkmalssetzung zurück; Byron, der Alles gewesen, nur kein christlicher Dichter, sollte kein Standbild in der christlichen Kirche haben. Die Angelegenheit hat ihre zwei Seiten; die meisten Zeitungen haben bisher nur die eine hervorgehoben, sie haben die Engherzigkeit der englischen Geistlichkeit getadelt, sie sehen wirklich, wie Brougham sich ausgedrückt hatte, in der Ausschließung eine Schmach für die Nation. Aber man gehe auf die Entstehung der Bestattung und Denkmalssetzung in den Kirchen zurück. Wer im Mittelalter dieser Ehre theilhaftig wurde, hatte mit der Kirche im Zusammenhang gestanden; von Gelehrten und Künstlern versteht es sich von selbst, da Wissenschaft und Kunst ganz kirchlich waren; Ritter und Fürsten aber hatten der Kirche Vermächtnisse gemacht, oder es existirte wenigstens eine solche Schuld der Dankbarkeit gegen ihre Vorfahren. Nach und nach hörten diese Verhältnisse auf, die Denkmale in den Kirchen dauerten aber fort. Jetzt weißt die englische Geistlichkeit Byron's Denkmal zurück; der Dichter hatte allerdings in keinem äußeren Zusammenhang mit der Kirche und innerlich dieser unstreitig gegenüber gestanden. Die Kirche ist nicht mehr Mittelpunkt des ganzen öffentlichen und häuslichen Lebens, wie sie es im Mittelalter gewesen; sie ist Gotteshaus geworden, sie ist nur die Stätte des Gebets. Warum nun auf dieser Stätte dem eine Ehrenstelle geben, der, wie groß man auch von seinem dichterischen Genius denken mag, ihrer Frei-

ligkeit gegenüber stand? Die Kirche der Gegenwart ist kein Pantheon mehr, wie die des Mittelalters; sie ist nur dem Gottesdienst geöffnet. Wollen wir unseren großen Männern Denkmale setzen, so baue jedes Volk sich eine Ruhmeshalle, in welcher das dankbare Vaterland gegen seine Söhne einen letzten Akt der Vergeltung übt. — Der zweite Zusatz zur Geschichte des Byron-Denkmal's ist noch merkwürdiger. Das Werk Thorwaldsen's hatte bisher zu London im Zollhause gelegen, weil das Kapitel die Aufstellung zurückwies. Nach Thorwaldsen's Tod verlangte der Volkzähler von dessen Testament nach der Bildsäule. Jahre lang hatte sie dagelegen, das Holz der Kiste war bereits vermodert; jetzt ist sie mit einem Male verschwunden, — man weiß nicht, wohin? Sollte vielleicht die Strenge der englischen Geistlichkeit, welche doch gefürchtet, daß sie endlich der öffentlichen Stimme nachgeben müsse, sich hier zu einem besonderen Schritte haben hinreißen lassen? sollte sie das Kunstwerk vernichtet haben, um dadurch die Möglichkeit einer Aufstellung auf die allergründlichste Weise wegzuräumen? Die Barbarei erscheint zu groß, als daß man an sie glauben könnte.*

— Kürzlich enthielt die *Revue de Paris* (Nr. 23) die Notiz, die Herausgabe der sämtlichen Werke Friedrich's des Großen sei durch unerwartete Schwierigkeiten verzögert. Man habe nämlich mit den Memoiren des Hauses Brandenburg beginnen wollen, aber da habe sich bei aufmerksamer Prüfung gefunden, daß der Heros ebenso schlecht französisch schreibe, wie deutsch, und daß das Werk außerdem eine Menge historischer Irrthümer enthalte. Es frage sich jetzt, ob man die Manuscripte corrigiren

* Durch die neuliche Angelegenheit des Byrondenkmal's klug gemacht, haben die Testamentvollzieher Thomas Campbell's bei dem Dechanten von Westminster angefragt, ob auch der Dichter der Freunden der Hoffnung aus dem Poetenwinkel der Westminsterabtei angeschlossen, und ob es seinen Freunden verwehrt seyn sollte, ihm dort ein Denkmal zu setzen. Campbell ist indes den Bestrengen der Hochkirche, den Todtenrichtern England's, nach katholischem Begriffe eine *persona grata*.

oder lassen solle, wie sie sind. A. W. v. Schlegel sei für das Korrigiren und Modernisiren; aber man würde doch auf diese Weise das meiste Charakteristische des Helden verlieren (da der Styl der Mensch ist), und so sei man darauf gekommen, die Manuscripte in ihrer Ursprünglichkeit abdrucken zu lassen und in Noten die Berichtigungen beizufügen. — Jetzt enthält die Augsburger allgemeine Zeitung durch „Mittheilungen von hochachtbarer Hand“ eine Widerlegung dieser Nachricht: die Redaktion habe sich überzeugt, daß nur sehr unbedeutende orthographische Fehler sich hin und wieder eingeschlichen haben, daß hingegen die historischen Angaben, soweit sie nicht aus den einzelnen Erlebnissen gegriffen, aus sichern, größtentheils noch nachweisenden, meist archivariischen Quellen geschöpft seien. Auch gibt die A. A. Z. weiter die Nachricht, daß der Druck bereits begonnen habe, und deutet es zugleich an, woher jener Irrthum der Revue de Paris gekommen, indem nämlich der König einer Ausgabe mit commentirenden, zuweilen auch die Quellen nachweisenden Noten den Vorzug gegeben hat.

— Neulich war Jemand in einer Gesellschaft, der beim Sprechen sehr schöne Zähne zeigte. Man flüsterte sich zu, sie seien falsch. Mir fiel dabei ein, was man jetzt Alles falsch haben könne, so täuschend, so schön, daß Niemand es vom Aechten zu unterscheiden vermag. Haare, Augen, Busen u. s. w. u. s. w.; ich getraue mir nicht Alles hier zu nennen. Die Alten, Abgelebten, Gebrauchten, können sich mit Hilfe dieser Nachahmungen wieder schön machen, und ihre zweite Auflage wird besser als die erste seyn. Sie geben sich „durchgesehen, verbessert und vermehrt“ selbst heraus. Wohin wird es mit der Civilisation noch kommen! In einem Jahrhundert werden alle Menschen zu Engeln geworden seyn. Das Fliegen wird nicht ausbleiben, also werden sich die Englein in den Lüften schaukeln. Wer wird dann wohl noch gehen, wie wir elenden Staub-

geborenen von 1844? Wir schreiten einer glücklichen Zeit entgegen, oder vielmehr einer glücklichen Zeit entgegen, denn wir werden etwas Höheres, als die Lokomotive, wohl nicht mehr erleben. Da wir beim Gelegentlichlichen sind, will ich einen Wig von Saphir hierschreiben, der mir auch gelegentlich mitgetheilt wurde. Als die ersten Fahrten auf der Eisenbahn nach Brünn durch so bedeutende Unglücksfälle signalisirt wurden, sagte der Wigbold, die Lokomotive könne man so erklären: sie sei ein Motiv, um in loco zu bleiben.

— Die Stadt Neuruppin in der Mark Brandenburg, welche zehntausend Einwohner zählt, will dem berühmten Baumeister Schinkel, der dort geboren wurde, ein Denkmal setzen, das in einem metallenen Standbilde bestehen soll. Der Bildhauer Bläser zu Berlin hat den Auftrag erhalten, es anzufertigen. Schinkel wird stehend dargestellt, in der einen Hand ein verkleinertes Abbild eines seiner Bauwerke, in der Andern den Grundriß dazu haltend. Das Fußgestell wird ebenfalls an architektonische Schöpfungen des Meisters erinnern, und außerdem die Malerei, die Bildhauerei und die Baukunst veranschaulichen. Wir werden in Deutschland ein schönes Denkmal mehr haben; unsere Alles bekrittelnde und mit Allem unzufriedene Zeit wird freilich auch bei dieser Nachricht nicht aus der Rolle fallen, Freunde der Kunst und Verehrer großer Künstler werden sich aber dennoch darüber freuen.

— Der Comte Walsch, der bekannte Redaktör der Mode, hat eine Voyage de Henry de France herausgegeben. Die Reise des Herzogs von Bordeaux im verflohenen Jahre ist unstreitig ein welthistorisches Ereigniß! —

— Wir lasen in einem Münchener Lokalblatt, die Freiheit scheine wieder ziemlich zur Belästigung der Leute überhand zu nehmen. Die Freiheit? — Mein Gott, ja: die Freiheit — der Hunde. —

Nachrichten.

(Baden). In Steinbach, in unserer Nähe, werden die Vorarbeiten zu dem Denk-

mal Erwin's von Steinbach getroffen. Leider vernehmen wir gegenwärtig, daß man

den 29 August zur Enthüllungsfeste bestimmen will. Es ist dieß der Geburtstag des Großherzogs von Baden; aber man bedenkt dabei schwerlich, daß am Tage vorher die Enthüllung des Goethegedenkmales stattfinden wird, und daß Steinbach und Frankfurt nicht weit genug auseinanderliegen, als daß nicht Mancher beiden Feierlichkeiten beiwohnen möchte, in welchen das Andenken zweier deutscher Dichter geehrt wird, von denen freilich die Kieselndichtung des Einen, losgerissen von dem deutschen Boden, nur noch mit tausend Blumen und Gewinden nach uns hinüber grüßt. — Ein Herr Laurent, der sich nach Art der Franzosen Professor nennt, wie bei uns alle Schriftsteller Doktoren genannt werden, ist hier mit einem Mädchen angekommen, einer Dem. Prudence, die er für Geld zeigt. Man glaube jedoch nicht, daß sie eine Zwergin oder Niesin, eine Perkulesin oder Athletin sei, daß sie einen blauen Bart oder sonst etwas Abnormes an ihrem Körper habe, was sie zum Gegenstande der Schaulust und der Geldbegierde macht. Nichts von allem Dem. Es ist eine Sonnambule und auch wieder keine; es ist eine Magnetisirte, mit welcher der Herr Professor seine Experimente macht. Er selbst kündigt seine Sache so an: *Matinée scientifique de Magnétologie appliquée exclusivement à la psychologie. L'expérimentateur produira sur Mlle. Prudence les phénomènes de transmission de pensées les plus extraordinaires.* Zu Deutsch: der Herr Professor läßt sich irgend etwas aufschreiben, was Mamsell Prudence thun, vorstellen u. s. w. soll; der Herr Professor stellt sich hinter Mamsell Prudence und diese fängt an zu zittern und führt das Verlangte aus. So überträgt er das, was er denkt, auf seine ihm Anmagnetisirte. Alle Leute schreien Wunder! Die es gesehen haben, und es sind glaubwürdige Männer darunter, versichern, daß hier an Betrug nicht zu denken sei. Wir wollen es zugestehen und glauben, daß hier eine Aeußerung jener wunderbaren Kraft stattfindet, die wir die magnetische nennen. Was sollen wir aber dann zu dem Mißbrauche sagen, der hier damit getrieben wird? Ist es nicht unerlaubt, diesen Zustand auf solche Weise auszubeuten? Eine Magnetisirte zu jeder Stunde, bald für vornehme Herrschaften

„en particulier“, dann gegen ein Eintrittsgeld „en séance publique“, zu Experimenten auszustellen, wie man zu Kunststücken abgerichtete Geschöpfe der Neugier preisgibt! Es liegt etwas darin, was das Gefühl empört, was selbst die eingesehenen, welche die Neugierde dazu treibt, den Sitzungen des Hrn. Laurent beiwohnen. Es ist eine bloße Beschönigung, zu sagen: es geschehe im Interesse der Wissenschaft. Der Hause vornehmer Mäpfiger kümmert sich im Ganzen nicht um die Wissenschaft und weiß nur wenig von ihr, und es ist eine Entwürdigung des Namens, wenn man ihn benützt, einer schönen Geldspeculation dieser Art zu dienen. Schon der alte Hufeland warnte in schönen, ernsten und tiefgefühlten Worten davor, die Wirkungen des Magnetismus als Reizmittel der Neugier und zu Experimenten zu mißbrauchen, denen nicht der heiligste Ernst zu Grunde liegt. Wir halten es für unsere Pflicht, auf die Unzulässigkeit solcher Schaustellungen aufmerksam zu machen und erwarten von der deutschen Presse, daß sie uns darin unterstützen werde. Herr Laurent möge seine Erfahrungen und das, was Wahres und Werthvolles daran ist, der Welt vorlegen, gleichviel ob in gedruckten Werken oder in mündlichen Vorträgen, er möge dann sein Verfahren Gelehrten und Sachverständigen auch an der Mamsell Prudence offenbaren, allein diese selbst in öffentlichen Vorstellungen für Geld zeigen, mit ihr in den Bädern herumreisen, sie zum Gegenstande des Erwerbs machen, heißt unserer Ansicht nach ein Geheimniß entweihen, dessen wunderbare Aeußerungen nicht vor dem Forum dieser Öffentlichkeit gehören.

(Nachschrift zu Obigem). Ich komme so eben aus der Sitzung des Herrn Laurent, das heißt, ich bin aus ihr fortgelaufen. Es war für mich nicht zum Aushalten. Der ganz unwissenschaftliche Vortrag wurde mit Gleichgültigkeit hergeplappert, und statt den anwesenden Laien etwas Geschichte zu geben, sprach er sich darüber aus, weshalb er der Mamsell Prudence ein Costume-moyen-âge angehan habe und erklärte, was er unter *Magnétisme en spectacle* begreife. Ich hätte ihn zur Rede stellen mögen, weshalb er überhaupt der Mamsell Prudence dieses Costume

angelegt; in welchem Verhältnis sie zu ihm stehe, ob sie in Folge von Krankheit so geworden, ob er zum Behufe der Genesung sie magnetisirt u. s. w., und ich wundere mich in der That, daß Niemand ähnlichen Ausweis von dem Manne verlangt hat. Sein *magnétisme en spectacle* machte mich schauern! Als er nun das bleiche Mädchen her-einführte *en spectacle*, in dem weißen Leichenhemde mit dem schwarzen Bande, als er sie niederlegte, als er sich hinter ihrem Stuhl postirte, der dicke, starke Mensch, und seine Augen stier nach dem armen Schlachtopfer hinglopfen, das fest mit Grazie in Zuckungen fiel, gähnte, die Finger krampfhaft bewegte, schluchzte, und immer bleicher wurde, während der Busen sich wie zum Zerspringen hob; und wie bei dem dicken Herrn Laurent die schwarzen Augen immer greller hervorquollen, als wollte er das Mädchen damit verschlingen, wie ich dann auf die vielen anwesenden Frauen und Mädchen blickte, mit bleichen Gesichtern, welche die gräßliche Spannung der eigenen geschwächten Nerven verriethen, die Augen nach dem „*magnétisme en spectacle*“ gerichtet, da konnte ich alles Dies zusammen nicht länger ertragen und lief hinaus. Ich bedauerte in dem Augenblicke, daß wir hier noch keinen Verein gegen Thierquälerei haben, denn, wer sich sentimental geberdet, wenn ein gebundenes Kalb zur Schlachtbank geführt wird, könnte unmöglich hierbei gleichgültig bleiben. Der Gedanke, daß ein menschliches Wesen in diesen merkwürdigen, übernatürlichen Zustand auf Kommando versetzt werde, um andern Menschen ein Paar Stunden vor dem Essen zu vertreiben, daß sie ihrem innersten Seelenvermögen zumuthe, von der süßen Gewohnheit des eigenen Denkens und Empfindens nach dem Muthwillen Anderer abzuweichen, um einem fremden Menschen zu Geld zu verhelfen, daß dieses menschliche Wesen es mit seinem Körper büßen und mit seinem Leben bezahlen wird, das ist so etwas Abscheuliches, daß ich denen, die meinen Jorn übertrieben finden mögen, weil sie das Ding, von dem ich spreche, nicht kennen, nur noch sagen will, daß, wenn es Einem aus der Versammlung einfiel, dem Herrn Professor aufzuschreiben: Mamsell Prudence solle flie-

gen, schwimmen, tanzen, singen, er durch die Einwirkung seines Willens, sie dies empfinden oder thun ließ, daß, wenn er die Faust schloß, ihr die Kehle zugeschnürt wurde, sie den Kopf sinken ließ und zu ersticken drohte, u. s. w. Man will es den Naturforschern nicht mehr gestatten, ihre mörderischen Versuche an lebenden Thieren vorzunehmen, man fand es grausam, das bekannte Experiment mit den Hunden in der Hundsgrotte bei Neapel, was ist dies aber Alles gegen den *magnétisme en spectacle*! Ich sprach denselben Abend mehre aus dem Publikum, welche das Herz hatten, der Vorstellung beizuwohnen, die aber Alle von gleichem Unwillen darüber erfüllt waren, wie ich, und es nie wieder sehen wollen. In drei Tagen gibt Herr Laurent eine neue Vorstellung und eröffnet zugleich einen *Curso* über thierischen Magnetismus. Auch hat er zu verstehen gegeben, daß er seine Mamsell auch bis zum eigentlichen Somnambulismus und zur *Clairvoyance* steigere, jedoch — weil er des Erfolgs nie ganz gewiß sei und die Sache auch nur wenige Minuten währe — dies nur auf Verlangen „*en petit comité*“ zeige. Wir hoffen, daß dem Manne in Deutschland das Treiben gelegt werde.

(Heidelberg). Große Freude hat es hier erregt, daß Gervinus seiner Lehrertätigkeit und dadurch auch unserer Stadt zurückgegeben worden ist. Bekanntlich wollte er eine größere Reise machen, die ihn vielleicht nimmer hieher zurückgebracht hätte. Jetzt wird er bleiben, umgeben von einer Jugend, welche begierig auf die theueren Worte lauschen wird, denen bereits die That der Gesinnung vorangegangen ist. Was Gervinus bisher fehlte, war die Jugend, war ein unmittelbares Ausprechen seiner Forschungen und die errungenen Ansichten. Die Worte am Schluß der poetischen Nationalliteratur diese schönen, stolzen, hoffenden Worte, zeigen es, wie voll seine Seele ist; und gerade die Geschichte der neuesten Zeit ist es, welche uns von ihm für den Winter verheißen wird, jener Zeit, als deren Sohn er, der Gelehrteste unter den Gelehrten, sich mit offenem Muth bekennet. Ich weiß jetzt Manchen im deutschen Lande, manchen Alten und manchen

Jungen, der in seinem Herzen den Vers Anastasius Grün's anwendet:

„In Heidelberg, der guten Stadt, wär' ich Studiosus gerne!“

Freudig stimmt es auch, daß die beiden schönsten Universitäten, diejenigen, in welchen der Muth der Jugend seine klarsten, fröhlichsten Wellen schlägt, Heidelberg und Bonn, jetzt die beiden Männer die ihrigen nennen, welche wir lange als die schönsten Gestalten unter den Vertretern der deutschen Wissenschaft zu verehren gewohnt sind. Gervinus in Heidelberg, Dahlmann in Bonn! Glückliche die Jugend, welche solche Führer und Wächter hat, welcher solche Sterne voranleuchten!

(Hannover). Karl von Bourbon von Preuß wurde mit großem Beifall gegeben und der anwesende Dichter gerufen. Dergleichen Erscheinungen sind erfreulich und jeder neue Versuch, den dramatischen Dichtern der Gegenwart ihr Recht an der Scene wirklichen zu helfen, ehrt die Bühne, die sich ihm unterzieht und erwirbt ihr den Dank aller Derer, die es ernst mit der Sache deutscher Kunst meinen.

(Paris). Das Konzert, welches zum Besten der Wittve Berton's* gegeben wurde, erfreute sich großer Theilnahme. Es fand im Locale des Conservatoriums statt. List wirkte mit; nach ihm ließ sich Kontsky hören. Die Enkelin Berton's, die bei dem Theater zu Algier als Primadonna angestellt ist, kam eigens nach Paris, um ihren Zoll der Liebe und Dankbarkeit dem Andenken des Verewigten darzubringen. Sie sang mit Ponghard ein Duett aus Montano und Stephanie, Berton's Meisterwerk. Sie schien zum Weinen gerührt. Alle Tonsetzer, welche die Stadt in diesem Augenblicke besetzt, darunter viele Schüler Berton's, waren zugegen. Es war kein Konzert, sondern eine Frierlichkeit zu nennen. — Hier ist wieder etwas Neues erfunden worden. Vor einer öffentlichen Gemäldeverloosung wurde ein Konzert gegeben, zu welchem jeder Loosinhaber freien Zutritt hatte.

* Wir gaben unseren Lesern einige Notizen über diesen herrlichen Tonsetzer bei Gelegenheit seines kürzlich erfolgten Todes.

(London). Man macht großen Lärm über eine hier völlig neue Erscheinung in der großen Welt. Man nennt sie eine „tanzende Illustration“. Es waren nämlich auf einem Balle der Season mehre Quadrillen in Kostümen aus Waverley von Walter Scott erschienen. In Deutschland ist dies schon ein alter Spaß. Wer erinnert sich nicht des glänzenden Maskenballs bei Lord Wellesley in Wien wobei die hervorragendsten Gestalten aus den Geschichten der Kreuzfahrer und Kenilworth ebenso prächtig als treu vorkamen? Auch in Berlin, München und Hamburg hat man Ähnliches gesehen. — Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo wurde das Denkmal Wellingtons enthüllt, das Denkmal des Siegers von Waterloo auf dem Waterlooplege. Am Abend gab der Gefeierte ein großes Festmahl. — Daß das Preisstück der Mistress Fore im Hay-Market-Theater durchgefallen ist, haben bereits alle Zeitungen verkündigt. Der Zusatz des Titels, das Quiproquo oder der Tag der Angeführten, läßt sich am meisten auf den Direktor Webber anwenden, er ist vorzugsweise der Angeführte. Halb rührend, halb komisch ist die Einrede desselben, daß des Stück so viel gekostet habe. Auch in Deutschland kostet manches neue Stück, mancher Erneuerungsversuch sehr viel; aber das Publikum deutscher Residenzen ist geduldiger als das von London, es pocht nicht, es zischt nicht, — und das Stück wird gegeben und wieder gegeben, bloß, „weil es so viel gekostet hat.“

(Rom). Dr. Friedrich Hurter, aus den vielfachen Streitigkeiten um seine Person der Welt als Antistes Hurter bekannt, ist nun wirklich zur katholischen Kirche übertreten und hat in die Hände des Kardinals Ossini sein Glaubensbekenntniß abgelegt. Ueber das Faktum selbst wird sich gewiß Niemand wundern; zu verwundern war einzig, daß Hurter erst jetzt diesen Schritt gethan hat, nachdem er seit lange schon mit seinem innersten Denken und Fühlen mitten in der katholischen Kirche gestanden hatte.

(Aus Italien). Ign. Cantu, ein Bruder des bekannten Historikers, hat bei Borroni und Scotti in Mailand einen neuen

Roman erscheinen lassen: Il marchese Annibale Porro, Storia milanese del Secolo XVI, die den Promessi sposi von Manzoni nachgebildet sind. — In Rom haben die berühmten Stempelschneider Gironetti und Cerbara eine Reihe von Denkmünzen auf große Italiener herauszugeben angefangen. Die ersten Zehn sind Michel Angelo, Marcantonio Colonna, Card. Bembo, Brunelleschi, Cosmus von Medici, Fracastoro, Gallilei, Pabst Julius II, Dante und der Vittoria Colonna gewidmet.

Personalnachrichten.

Der k. pr. Gesandte zu Stuttgart, Generalmajor v. Hochow, hat am 13 Juni Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen das k. Beglaubigungsschreiben als Minister am kaiserlichen Hofe überreicht.

— Der k. schwed. Generalleutnant Frhr. v. Mansbach erhielt das Großkreuz des k. sächs. Civilverdienstordens.

— Der k. pr. Oberforstmeister v. Pachelbl-Gehag zu Potsdam wurde zum Forstjägermeister ernannt.

— Der verdienstvolle Gelehrte, Archivrath Kausler zu Stuttgart, erhielt den k. pr. rothen Adlerorden dritter Klasse.

— Der Oberbergvater und Professor Dr. Nöggerath zu Bonn wurde Ritter des k. russ. St. Stanislausordens zweiter Klasse.

— Der k. pr. Hofgerichtspräsident v. Möller zu Greifswalde erhielt den rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub.

— Der k. pr. wirkliche Geh. Oberregierungsrat Dr. Benth wurde Geheimrath mit dem Prädikat Excellenz.

— Der k. pr. Präsident des Handelsamts, v. Rönne, wurde Mitglied des Staatsrats.

— Gervinus ist, nachdem er beinahe sieben Jahre ohne Lehrthätigkeit gewesen, Professor Honorarius an der Universität Heidelberg geworden.

— Der Maler bei der k. Glasmalerei zu München, Franz Eggert, erhielt von Sr. Maj. dem Könige von Preußen die goldene Medaille für Kunst.

Nekrolog.

Zu Neuhaus in Böhmen starb der ehemalige Erzbischof und Metropolit zu Zara in Dalmatien, Johann Nowak, Erzbischof von Cariffa, 77 Jahre.

— Zu Berlin starb der Graf von der Schulenburg-Engerwische, aus dem Hause Angern.

— Zu Wien starb Ignaz Ritter von Liebenberg, Großhändler, 72 Jahre alt, dem der österr. Wollhandel seinen Aufschwung verdankt, und der viele wohlthätige Stiftungen machte.

— Zu Coburg starb der Kammermusikus C. Eichhorn, 22 Jahre alt, der mit seinem Bruder einst als musikalisches Wunderkind so großes Aufsehen erregte.

— Zu Tübingen starb der pens. Professor Michaelis.

— Baron A. Mednyanski, Präsident der ungarischen Hofkammer, ein hervorragender Mann in dem bewegten ständischen Leben Ungarn's in der neuesten Zeit, starb zu Freystadt.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Gabriele von Polastron, Herzogin von Polignac.

Mit ihrem ganzen Namen: Yolande Martine Gabrielle, die Freundin der unglücklichen Königin Maria Antoinette. Sie war als solche den frechsten Verläumdungen ausgesetzt, und entzog sich, auf den Wunsch der Königin im Jahre 1791, der Gefahr die ihr drohte, durch eine Flucht nach Wien, wo sie 1793 aus Gram über das tragische Geschick ihrer Freundin starb. Sie ist die Mutter des durch sein Schicksal ebenfalls merkwürdigen Ministers Karl's X. Gabrielle von Polignac war eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit.

2) Arietta per voce di Baritone, komponirt von Pentenrieder.

August Lewald.

Berichtigung.

Europa dritter Band, dritte Lief., S. 139, dritte Zeile von unten: lies Liebe & Träume für Liebes Träume